

Die Weltkirchenkonferenz von Lund

Von OSKAR SIMMEL S. J.

Das amtliche Handbuch der dritten Weltkonferenz für „Glauben und Kirchenverfassung“ in Lund vom 15.—28. August 1952 fragt in seinem „Willkomm in Lund“: „Wird Lund die große Tradition seiner Vorgänger weiterführen? In welchem Ausmaß wird es uns gelingen, einen Schritt auf unserem Pilgerweg weiterzukommen?“

Die Geschichte der Weltkonferenzen für „Glauben und Kirchenverfassung“ ist ein Stück der Geschichte der ökumenischen Bewegung in unserem Jahrhundert.¹ Ein anglikanischer Bischof, William Manning, war es, der 1910 auf der Generalversammlung der amerikanischen Episkopalkirche den entscheidenden Anstoß gab. Schon bald wurden die einzelnen Kirchen aufgefordert, Ausschüsse zur Teilnahme an den Vorbereitungen zu einer Weltkonferenz zu bilden, auf der man über die trennenden Unterschiede der einzelnen Kirchen beraten wollte. Der erste Weltkrieg verzögerte die Ausführung. Aber schon 1920 konnte zu Genf eine vorbereitende Konferenz stattfinden, die vor allem die Themen für die geplante Weltkonferenz ausarbeitete. Erst 1927 trat diese Konferenz in Lausanne zusammen. 400 Delegierte von über 100 Kirchen nahmen daran teil. Waren die Ergebnisse auch nicht sehr befriedigend, so hatte man doch reiche Erfahrung gewonnen, die für die nächste Konferenz von großem Nutzen waren. Diese fand 1937 in Edinburg statt und befaßte sich vor allem mit vier großen Themen: mit der Lehre von der Gnade, mit dem kirchlichen Amt und den Sakramenten, mit der Kirche Christi und dem Wort Gottes und mit der Einheit der Kirchen in Leben und Gottesdienst. Wichtig für die weitere Entwicklung der Bewegung wurden vor allem zwei Vorschläge. Der eine befaßte sich mit der Bildung eines Ökumenischen Rates der Kirchen. Für den Fall einer solchen Gründung sollte die „Bewegung für Glaube und Kirchenverfassung“ zu einem Ausschuß gleichen Namens in diesem Ökumenischen Rat werden. Der andere schlug die Bildung von drei Ausschüssen vor, in denen Fachtheologen die Themen für die nächste Konferenz ausarbeiten sollten. Es wurden ein Ausschuß für die Fragen um die Kirche, ein solcher für jene des Gottesdienstes und ein dritter für jene der Abendmahlsgemeinschaft gebildet. Wieder hemmte ein Weltkrieg die weitere Entwicklung. Erst am 23. August 1948 wurde zu Amsterdam der Ökumenische Rat in aller Form gegründet. Das Jahr darauf trat der Ausschuß für „Glauben und Kirchenverfassung“ in Chichester zusammen, um einen neuen Plan für die dritte Weltkonferenz auszuarbeiten. 1950 wurde dieser Ausschuß zu Toronto in Kanada ermächtigt, die offizielle Einladung für Lund hinausgehen zu lassen. Inzwischen hatten auch die Theologenkommissionen ihre Arbeiten beendet, so daß ihre Ergebnisse den Delegierten zugestellt werden konnten.

¹ Vgl. *Max Pribilla*, Um kirchliche Einheit, Freiburg 1929, Herder; *Oliver Tomkins*, Einheit der Kirche, München 1951, Kaiser.

Sinn und Zweck der Bewegung für „Glauben und Kirchenverfassung“ war von Anfang an, die einzelnen „Kirchen aus ihrer Vereinzelung heraus zu einer Begegnung zu führen, in der von keiner Kirche verlangt wird, ihren Überzeugungen untreu zu werden oder Kompromisse zu machen, sondern einzig zu versuchen, ihre Anschauungen den anderen darzulegen und sich zu bemühen, deren Gesichtspunkte zu verstehen.“² Die Kirchen als solche, nicht die einzelnen Glieder sollten zusammenfinden. In Lausanne und Edinburgh war dies noch kaum zu verwirklichen. Darin unterscheidet sich Lund von seinen Vorgängern: Die Delegierten waren nicht mehr Vorkämpfer einer ökumenischen Bewegung, sondern vielmehr Zeugen für den Glauben und das Brauchtum ihrer Kirchen. Ein zweiter Unterschied: Lund war nicht mehr die Konferenz einer selbständigen Bewegung. Diese war, wie schon gesagt, zusammen mit der Bewegung für „Praktisches Christentum“ 1948 zum Ökumenischen Rat der Kirchen verschmolzen worden. Für den Katholiken am bedeutsamsten ist der dritte Unterschied: zum erstenmal nahmen, wenn auch nur als Beobachter, vier katholische Theologen im Auftrag des Heiligen Offiziums, also der höchsten römischen Behörde, die über die Reinheit des Glaubens zu wachen hat, an einer ökumenischen Konferenz teil. Diese Tatsache wurde von den übrigen Teilnehmern der Konferenz freudig begrüßt und von Erzbischof Brilioth aus Upsala eigens hervorgehoben. Die Beobachter hatten Zutritt zu allen Sitzungen der einzelnen Sektionen und konnten manch aufklärendes Wort sprechen. Welch große Hoffnungen sich an diese Teilnahme katholischer Theologen knüpfen, zeigt ein Aufsatz Max Thuriens in der reformierten Monatsschrift „Verbum Caro“, worin er schreibt: „Man darf annehmen, daß die katholische römische Kirche in Zukunft aktiver und wirkungsvoller an der ökumenischen Bewegung teilnimmt“.³

Daß sich die katholische Kirche als solche in dogmatischen Fragen nicht in Untersuchungen und Dispute über die Wahrheit einläßt und einlassen kann, bedarf keiner Erwähnung. Daß sie darin nicht allein steht, mußte die Konferenz von Lund zu ihrer Überraschung aus dem Munde des griechisch-orthodoxen Erzbischofs von Thyatira, Athenagoras, vernehmen. Dieser überbrachte die Grüße der griechisch-orthodoxen Kirche, erklärte aber zugleich, sich auf keine dogmatischen Dispute einlassen zu können, da sich die Hierarchie der griechisch-orthodoxen Kirche das alleinige Recht vorbehalte, in Glaubensdingen Entscheidungen zu treffen. Da auch die vom Moskauer Patriarchat abhängigen Orthodoxen nicht vertreten waren, so muß das Fehlen der orthodoxen Kirche als bemerkenswertes Ereignis angesehen werden. In gewissem Sinn waren also die Protestanten ganz unter sich, wobei freilich zu beachten ist, daß sich die anglikanische Kirche als „katholisch“

² Memorandum von 1937, aufgenommen in die Verfassung von „Glaube und Kirchenverfassung“, zitiert bei Tomkins a. a. O., S. 29.

³ La conférence oecuménique de Lund, in Verbum Caro Nr. 23, S. 126 ff.

betrachtet. Immerhin waren die Vertreter von etwa 150 Kirchen als aktive Konferenzteilnehmer zugegen.

Offenbar hatten die meisten von ihnen sich kaum mit den von den Theologenkommissionen ausgearbeiteten und 1950 allen beteiligten Kirchen zugesandten Themen befaßt. Man mußte erst zusammen die Texte lesen und erklären und verlor so einen guten Teil der Zeit, die für die Diskussion und Klärung der Fragen notwendig gewesen wäre. Man darf deshalb mit Recht zweifeln, ob sich die Delegierten immer über den Gegenstand klar waren, der verhandelt wurde.

Worin liegen die Gründe für diese eigenartige Haltung? Nach dem Fehlen der katholischen und orthodoxen Kirche waren es eigentlich nur mehr die Lutheraner und Anglikaner, die man soziologisch gesehen als „Kirchen“ von einiger Bedeutung ansprechen konnte. Ein großer Teil der vertretenen „Kirchen“ trug sektenhaften Charakter. Lebt schon die lutherische Theologie nicht mehr aus der großen Tradition der abend- und morgenländischen Theologie: so kann dies noch weniger von den Sekten behauptet werden. Die Theologie und damit das Interesse an theologischen Fragen liegt bei ihnen meist im argen. Ihr Christentum erschöpft sich oft in subjektiven Erlebnissen oder in rein humanitärer Gesinnung. Daß theologische Fragen eine ganze Welt aufrütteln und bewegen, ja verwandeln können, dafür haben sie kaum Verständnis. Dazu kommt als weiteres, daß die ökumenische Bewegung in ihrer theologischen Auseinandersetzung an einen Punkt gekommen ist, an dem sie sich der Ordnung der Kirche durch Bischofsamt und Primat gegenübergestellt sieht. Damit ist die Existenz des Protestantismus im Innersten in Frage gestellt. Es ist klar, daß viel Mut dazu gehört, sich einer solchen Frage überhaupt zu stellen. Auch in Lund stieß man allenthalben auf diesen Punkt, der die Grenze der ökumenischen Bewegung anzeigt.

Trotzdem wäre es verfehlt, Lund als einen Mißerfolg zu bezeichnen oder in ihm nicht mehr zu sehen als einen Kampf um die Führung im Ökumenischen Rat, wenngleich gewisse Spannungen, die jetzt mit dem Rücktritt Oliver Tomkins vom Posten eines Generalsekretärs geendet haben,⁴ nicht zu verkennen waren. Bedenkt man nämlich, daß von den etwa 150 vertretenen Kirchen die meisten wohl sektenartigen Charakter der verschiedensten Herkunft tragen, dann wird man das Maß von Einheit und theologischer Tiefe, das gefunden wurde, nicht geringachten. Mag der Schlußbericht der Versammlung in seiner Allgemeinheit auch viele entscheidende Fragen in der Schwebe lassen und mit seiner an die biblische Redeweise angelehnten Sprache jedem die Möglichkeit bieten, ihn so oder so auszulegen, so ist es doch ein erfreuliches Zeichen, daß es gelang, die so verschiedenen protestantischen Gemeinschaften für ein Bekenntnis zur Kirche zu gewinnen.

Das wichtigste und zukunftsträchtigste Ergebnis der Versammlung ist die Empfehlung am Schluß des zweiten Kapitels über Christus und seine

⁴ Ökumenischer Pressedienst (Genf) vom 16. Januar 1953 S. 8 (22).

Kirche. Dieses Kapitel, wohl unter dem Einfluß von Prof. Schlöcker (Heidelberg) entstanden, befaßt sich mit dem Verhältnis Christi zu seinem Leib, der Kirche. Die Kirche setzt die Sendung Christi in die Welt fort, weil sie in der innigsten Gemeinschaft mit Christus steht. Muß, so meint die Versammlung, der gemeinsame Glaube an Christus nicht vielleicht doch einmal die Einheit der Kirche finden lassen? So empfiehlt denn die Versammlung zum Schluß dieses Kapitels, die Lehre von der Kirche in enger Verbindung mit der Lehre von Christus und dem Heiligen Geiste zu behandeln. Und sie meint, daß davon die Zukunft der ökumenischen Arbeit abhängt.⁵

Man muß diese Sätze im Zusammenhang mit der Gesamtentwicklung des Protestantismus sehen, um ihre Bedeutung für dessen künftigen Weg und die Wiedervereinigung der Kirchen zu ermessen. Christus, er allein, war die bewegende und treibende Leidenschaft Luthers. Ihn suchte er; und doch waren seine Augen gehalten, daß er ihn nicht in der Kirche weiterleben sah. So blieb die Trennung unausweichlich. Aber indem man die Kirche aufgab, verfiel man der Gefahr Christus zu verlieren. Die Geschichte der Lebens-Jesu-Forschung ist ein erschütternder Beweis dafür. Man lehnte die Lehre der Kirche von den zwei Naturen in Christus, ein für allemal im Konzil von Chalkedon (451) geprägt, als Aristotelismus ab und merkte nicht, wie man den mathematisch-naturwissenschaftlichen Wissenschaftsbegriff zur alleinigen Norm aller Erkenntnis erhob. Darüber vergaß man, „daß in jener alten Lehre von den Naturen Christi, wie sie bereits von Irenäus angebahnt ist, etwas vom Wesen der Offenbarung eingefangen ist, was man nur zum Schaden des Christusverständnisses in der neueren Theologie weithin vernachlässigt hat“.⁶ Was blieb, war die Verehrung eines Menschen, der allenfalls noch durch geistige und moralische Leistungen das Maß gewöhnlicher Menschen überstieg, ein religiöser, sozialer, geistiger Übermensch, nicht mehr. Die Zahl derer, die an ihn als an den dem Vater wesensgleichen Sohn Gottes glaubten, wurde auch bei denen, die sich noch Christen nannten, mit der Zeit immer geringer.

Die Zukunft wird zeigen, ob hier das zweite Kapitel des Schlußberichtes von Lund eine Wende bedeutet. Wenn gilt, daß niemand „Herr“ Jesus sagen kann, es sei denn im Heiligen Geist (1 Kor 12,3), dann darf man im ersten Satz dieses Kapitels geradezu das entscheidende Wort der Konferenz erblicken: „Wir glauben an Jesus Christus, unsern Herrn.“ An ihn glauben heißt sich seinem Ruf und seiner Forderung stellen. Dann gilt nur mehr sein Wort: „Ich aber sage euch.“ Und was der oder jener dagegen meint oder für richtig hält, hat nichts mehr zu bedeuten. Man kann die Verschiedenheit der Ansichten zwar noch feststellen, aber man muß wissen, daß nur ein Wort richtig sein kann: das seine. Und daß er schlecht für seine Kirche gesorgt hätte, wenn sein Wort so mannigfaltigen und einander geradezu entgegen-

⁵ Conference Report, ch. 2, 28. Aug. 1952. Der offizielle englische Schlußbericht ist bei S.C.M. Press in London W. C. 1, 56 Bloomsbury Street erschienen sh 3, 6.

⁶ Ernst Sommerlath, Hauptthemen der Dogmatik, in Doerne, Grundriß des Theologiestudiums III, Gütersloh 1952, Bertelsmann, S. 42.

gesetzten Deutungen ausgesetzt wäre, wie dies auch in der Konferenz zu Lund in Erscheinung trat. Wer an Jesus Christus als an den wesensgleichen Sohn Gottes glaubt, muß auch die eine Kirche bekennen, in der nur eine Wahrheit verkündet wird und in der nicht entgegengesetzte Glaubenssätze als gleichberechtigt gelten können.

Vollends undenkbar wäre eine Interkommunion, in der eine Kirche den Gliedern der andern und umgekehrt die Teilnahme am Abendmahl gestattet, auch wenn sie sich lehrmäßig darin unterscheiden. Eine solche Interkommunion besteht etwa zwischen der lutherischen und reformierten Kirche Frankreichs. Die Konferenz in Lund hat sich nicht nur theoretisch mit dieser Frage befaßt. Die Bischöfe der schwedischen lutherischen Kirche hatten erlaubt, daß alle Teilnehmer der Konferenz am Abendmahl der schwedischen Kirche teilnahmen. Die große Mehrheit machte von dieser Erlaubnis Gebrauch. Immerhin fanden sich einige, vor allem deutsche Lutheraner, die diese Interkommunion als unvereinbar mit ihrem Kirchenbegriff ansahen. Mag ihre Zahl im Vergleich zu den übrigen auch gering gewesen sein, an Gewicht bedeutete sie mehr. Gerade im Zusammenhang mit der Neubesinnung der Ökumene auf die enge Verbindung Christi mit seiner Kirche fragt es sich, ob die bisherige Entwicklung zu einer Interkommunion noch weitergehen wird. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, als seien für die Abendmahlsgemeinschaft sehr viel mehr gefühlsmäßige Gründe ausschlaggebend gewesen als dogmatisch-theologische Erwägungen. Je mehr aber der Protestantismus, wenigstens seine großen und theologisch bedeutenden Gemeinschaften, wieder zum Dogma im Sinn der Kirche zurückkehrt, um so fragwürdiger wird die bisherige Praxis der Interkommunion. Daß auch in Lund bereits von dieser neuen Besinnung etwas zu spüren war, erhellt aus der Tatsache, daß man ernsthaft über die Begriffe Apostasie, Schisma und Häresie disputierte. War das Ergebnis bei der Vielfalt der Meinungen auch mager, so ist die Tatsache allein schon bemerkenswert. Kann doch nur derjenige von Apostasie, Schisma und Häresie reden, der sich im Besitz der Wahrheit weiß. Beginnen die in der Ökumene vereinten Gemeinschaften zu ahnen, daß die Kirche Christi einen ausschließlichen Wahrheitsanspruch erheben muß? Vielleicht weist das Beispiel der orthodoxen Kirche, so überraschend und peinlich es auch wirken mochte, den übrigen, zu mancherlei Kompromissen bereiten Gemeinschaften hier den rechten Weg.

Die theologischen Gedanken hatten durch den Vortrag von Professor Schlink über das wandernde Gottesvolk eine stark eschatologische Prägung erhalten; den europäischen Theologen eine Selbstverständlichkeit, wurden sie von den Amerikanern mit ihren Erfahrungen um die Adventserwartungen ihrer Sekten nur mit Argwohn aufgenommen. Überhaupt machte sich das Fehlen einer einheitlichen theologischen Sprache störend bemerkbar; dies um so mehr, als die englische Sprache, die trotz der Gleichberechtigung der deutschen und französischen deutlich die Vorherrschaft gewann, viele

theologische Ausdrücke der deutschen Sprache doch nicht auszudrücken vermochte, worauf Wilhelm Stählin in einem Artikel in der Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung (23/24 Berlin 1952) aufmerksam macht. Auch sonst gewann der englische, vor allem der amerikanische Einfluß ein spürbares Übergewicht. So ist die dem Zentralkomitee zur Bestätigung vorzulegende Verfassung bereits im englischen Text ausgearbeitet, von dem erst eine deutsche und französische Übersetzung angefertigt werden muß. Auch der Schlußbericht der Konferenz ist in Englisch ausgeführt.

Das starke Überwiegen des amerikanischen Einflusses gehört wohl auch zu den „nicht-theologischen“ Faktoren, mit denen sich die Konferenz beschäftigte und über die vor allem Professor Hromadka (Prag) interessante Ausführungen machte. Zum erstenmal tauchte dieses Problem in der ökumenischen Bewegung durch einen Brief des Neutestamentlers Dodd (Cambridge) an die vorbereitende Tagung von „Glaube und Kirchenverfassung“ in Chichester (1949) auf. Als Pionier der ökumenischen Bewegung mußte er immer wieder feststellen, daß man in theologischen Fragen oft schon eine weitgehende Übereinstimmung erzielt hatte, bis plötzlich ganz unvermutet neue Schwierigkeiten aus ganz anderen, nicht sachgerechten Gründen entstanden. Es waren meist Fragen psychologischer Natur, eine allzu große Anhänglichkeit an die Tradition der eigenen Kirche etwa, oder soziale und wirtschaftliche Gründe, nicht zuletzt nationale, die sich einer vollen Übereinstimmung hemmend in den Weg stellten. „In Amsterdam bestanden die Delegierten aus den Ländern jenseits des Eisernen Vorhangs darauf, daß die uns beschäftigenden ekklesiologischen Fragen nicht abstrakt — also getrennt — behandelt werden müssen von dem, was auf politischem und sozialem Gebiet geschieht. Sie dachten, daß es nicht so sehr darauf ankäme, ob die Sakramente durch eine apostolische Sukzession sichergestellt werden sollten oder ob die Kirche ein durch Gottes Wort täglich — ja stündlich — erneuertes ‚Ereignis‘ sei. Worauf es ankam, war, daß die Christenheit den Weg finde, sich in die neue kommunistische oder proletarische Gesellschaftsordnung einzuordnen. Ist das geschehen, so erstehen zwangsläufig neue bekenntnismäßige Unterschiede.“⁷

War das Thema auch nicht Gegenstand eigener Verhandlungen, so stand es doch unausgesprochen über allen Zusammenkünften, zumal gleich am zweiten Sitzungstag drei Redner sich damit befaßten. Mochten auch die beiden Referate von Garrison (Amerika) gegen das Staatskirchentum und das von Obendiek (Deutschland) über die Bedeutung der sozialen und kulturellen Faktoren theologisch tiefer sein, aktueller und das Problem geradezu darstellend war die Rede Professor Hromadkas (Prag). War sie doch aus der Spannung gehalten, die heute die Welt beherrscht. Das rechte Verständnis des Wortes Gottes könne auf eine gefährliche Weise durch unbewußte oder fast ganz unbewußte Befürchtungen, Ängste oder Wünsche sozialer, politischer oder kultureller Art gefärbt oder umgebildet werden.

⁷ Ökumenischer Pressedienst vom 29. Juli 1949, S. 3 (216).

Man sei zu Dienern und Sklaven der sozialen und kulturellen Überlieferungen geworden und gebrauche heiligste theologische Formeln und kirchliche Handlungen, um sie zu verteidigen, meinte Prof. Hromadka. So richtig diese Sätze im allgemeinen sein können, so erhielten sie doch ihren Akzent und ihre Färbung durch die Herkunft des Redners. Das prophetische Wort, das er von der Kirche forderte, kann nur zu leicht zum pseudoprophetischen eines sozialistischen Messianismus werden, wenn dessen „heilsame Wirkung“ so wenig klar erkannt ist, wie dies bisher auf den Tagungen des Ökumenischen Rates der Fall war.

Daß die nicht-theologischen Faktoren für die Wiedervereinigung der Kirche ein echtes theologisches Problem sind, daß sie wahrscheinlich sehr viel mehr als die theologischen darauf Einfluß haben, dürfte niemand bezweifeln, der sich mit der Geschichte der Glaubensspaltung befaßt. Die Stunde war wohl noch nicht gekommen, um mutig das schwere Problem anzugehen. Noch konnten es die Teilnehmer verschieben. Aber es hat sich angemeldet und wird sich nicht mehr abweisen lassen. Ja recht besehen, bildet es die einzige Möglichkeit neuer sinnvoller Zusammenkünfte, die mehr sein wollen als eine bloße Aussprache. Unter der Voraussetzung des Glaubens an Christus als an den wesensgleichen Sohn Gottes und der Bereitschaft, seinem Wort bedingungslos zu gehorchen, müßte hier ein Gespräch aller Christen möglich sein. Denn so wenig ein Verhandeln über den Glauben der Kirche als solcher möglich ist, über menschliche Faktoren läßt sich immer reden. Mögen sie einer Konfession noch so lieb und teuer sein, so dürfen sie die Einheit der Kirche nicht hindern. Um aber darüber recht reden zu können, bedarf es großer Klugheit und Mäßigung und Ehrfurcht. Dazu aber muß die Zeit wohl erst heranreifen.

Ernst Jünger, Lehrmeister einer geistigen Geodäsie

Von HUBERT BECHER S. J.

Ernst Jünger ist heute reifer und gelöster als 1929 oder etwa noch 1938, da er das „Abenteuerliche Herz“ schrieb. Manche meinen, er sei ermattet. Sie berufen sich auf die geballte Kraft, mit der er damals seine Bilder unheimlich formte, und vergleichen diese Schreibweise mit der langsamen, umsichtigen, zuweilen fast zaghaften Art, mit der er heute seine Gesichte in Worte umsetzt. Es ist sicher, Jünger hat bei vielen verloren. Aber es ist zu bezweifeln, ob das seine Schuld ist, oder ob eine gewisse Unruhe mancher Leser nicht die erwarteten Sensationen findet, eine geistige Leichtfertigkeit nicht die Geduld aufbringt, auf den zu hören, der unsern geistigen Raum nach allen Seiten hin zu durchforschen und zu vermessen sucht.¹

¹ *Ernst Jünger, Der Waldgang* (144 S.) 1952; *Am Kieselstrand*, Gedruckt als Gabe des Autors an seine Freunde (30 S.) 1951; *Besuch auf Godenholm* (108 S.) 1952. Alle bei Vittorio Klostermann, Frankfurt/Main.